

(Nachdruck verboten.)

48]

Esther Waters.

Roman von George Moore.

XXVIII.

Esther ging durch das Haus und verriegelte und verschloß die Thüren. Als sie damit fertig war, drängten sich ihr viele schmerzliche Gedanken auf. Sie blieb am Fuß der Treppe stehen und wuschte sich die Thränen aus den Augen weg. Ein Gefühl von Kummer, von geistigem Elend, so groß, daß sie es kaum begreifen konnte, und dem gegenüber sie keine Kraft mehr in sich fühlte, überwältigte sie fast. Sie war sich nur noch der Thatfache bewußt, daß das Leben stärker war als sie; daß sie gegen das Schicksal nicht ankämpfen konnte, und daß ihr auch eigentlich schon gleichgültig war, was nun kam.

Mit Not und Mißgeschick hatte sie sieghaft gekämpft; über ihre eigne Natur hatte sie zahllose Siege davongetragen; nun aber, wo es zum letzten entscheidenden Kampfe kam, fand sie keine Kraft mehr in sich vor. Sie hatte nicht einmal die Kraft, William böse zu sein. Sie wunderte sich nur, wie es möglich gewesen war, daß sie ihm erlaubt hatte, sie zu küssen. Sie mußte daran zurückdenken, wie sie ihn lange Zeit hindurch schon gehaßt hatte, und wunderte sich, daß sie ihn nun nicht mehr haßte. Sie hätte gar nicht mit ihm sprechen sollen; vor allen Dingen hätte sie ihm nicht das Kind zeigen sollen. Aber auch hierin war ihr Wille von andern Gewalten bezwungen worden.

Sie ging die Treppe hinauf. Sie schlief auf derselben Etage wie Miß Rice. Sie mußte daran denken, wie dieses gütige, ruhige, kleine Wesen so friedlich in seinem einsamen Bette dalag und schlief, und ein plötzlicher Impuls hätte sie fast dazu getrieben, jetzt zu ihrer Herrin hereinzugehen und ihr die ganze Geschichte zu erzählen. Aber zu welchem Zweck? Helfen, raten konnte ihr doch keiner. Das mußte sie selber thun. Sie hatte Fred gern; sie wußte, daß sie beide gut miteinander ausgekommen wären, und sie wäre ihm auch sicherlich eine gute Frau geworden, wenn sie William nicht getroffen hätte.

Ja, sie wollte Fred heiraten. Sie versuchte sich in Gedanken das Häuschen in Mortlake vorzustellen und wie sie beide darin so still und ruhig leben würden. Sie dachte an das einfache, schwarze Kleid, welches sie dort stets tragen würde, und diese Existenz erschien ihr so vollkommen natürlich, daß sie gar nicht begriff, wie sie nur überhaupt noch zögern könne. Wenn sie William heiratete, würde sie in das Wirtshaus zum „Kings Head“ kommen. Sie würde dann täglich hinter dem Schanktisch stehen und die Kunden bedienen. Außer Unglück, Kummer und Not hatte sie bisher noch wenig vom Leben gesehen, und es lebte in ihr doch der instinktive Wunsch, ein wenig mehr und Besseres vom Leben kennen zu lernen. In dem Häuschen in Mortlake würde es wenig davon geben; da würde die einzige Abwechslung die Bibelklasse sein. Diese ihre eignen Gedanken überraschten sie derart, daß sie plötzlich fast aufhörte zu denken. Solche Gedanken waren ihr noch nie zuvor gekommen; es schien ihr fast, als ob irgend ein andres Mädchen, welches sie gar nicht kannte, in diesem Moment für sie denke. Hatte sie den Wunsch, William zu heiraten und nach dem „Kings Head“ zu gehen? Sie wußte es nicht. Sie kam sich vor wie einer, der an einem Scheidewege steht und noch nicht weiß, in welche Straße er einbiegen soll. Wenn sie den Weg einschlug, der nach Mortlake und zur Bibelklasse führte, so würde ihr Leben fortan ein ruhiges und friedliches sein. Sie konnte im voraus ihr ganzes Leben überblicken vom Anfang bis zum Ende, bis zu jener Zeit, wo Fred und sie alt geworden, zusammen dasitzen würden Hand in Hand, Seite an Seite, wie sie Freds Eltern sitzen gesehen hatte. Wenn sie aber den Weg einschlug, der nach dem Wirtshause und den Rennplätzen führte, so wußte sie gar nicht, was nicht alles passieren konnte. Aber William hatte ihr versprochen, ihr und dem Kinde fünfshundert Pfund zu verschreiben. Ihr Leben würde also auch nach dieser Richtung hin gesichert sein. Sie fühlte eigentlich die Verpflichtung, Fred zu heiraten; sie hatte es ihm ja versprochen. Sie wollte ihm eine gute Frau sein,

und er würde sie in die Lebensbahnen führen, in welche sie ihrer Natur nach paßte; in die Bahnen ihres Vaters, ihrer Mutter und ihrer Kindheit. Ja, sie wollte Fred heiraten, — aber — in diesem Augenblick schien sie etwas an der Kehle zu packen und zu wirgen — Williams mächtige Gestalt stand wieder zwischen ihr und diesem Leben. Wenn sie ihn doch nur nicht damals vor so vielen Jahren in Woodview getroffen hätte! Wenn sie ihn nicht an jenem Abend in der Straße getroffen hätte, als sie ging, das Bier für ihre Herrin zu holen! Wie anders würde dann ihr ganzes Leben geworden sein! Oder hätte sie ihn wenigstens erst dann getroffen, nachdem sie schon mit Fred verheiratet war!

Sie lag in ihrem Bett und wurde müde von all dem Denken und wünschte fast, daß ein anderer für sie die Sache entscheiden könnte; wünschte, daß sie einschlafen könnte und aufwachen als die Frau des einen oder des andern.

Indem sie einschlief, hatte sie noch das Gefühl, daß ihr Leben entweder ganz so oder ganz so werden müßte, und sie fühlte sich eigentlich für keins von beiden völlig vorbereitet. Sie hätte viel lieber einen Mittelweg eingeschlagen, und indem die Schleier des Schlafes sich über ihr Gehirn herabfenkten, empfand sie plötzlich, daß nun das Wunder vollbracht sei. Sie träumte von einem Manne, der die Eigenschaften beider besaß und weder ganz und gar aus Wirtshaus und Rennplätzen, noch aus Bibelklasse und Religion zusammengesetzt war. Aber solche Illusionen konnten natürlich nicht lange vorhalten. Die Traumgesichter zerfloßen und flossen wieder ineinander über, und Esther erwachte mit klopfendem Herzen und in kaltem Schweiß gebadet, da sie geträumt hatte, sie habe nun alle beide geheiratet.

XXIX.

Wenn Fred gesagt hätte: „Komm fort mit mir!“ so hätte Esther zweifellos dem elementaren Zug von Romantik, der in jeder weiblichen Natur schlummert, gehorcht und wäre ihm gefolgt. Aber als sie an dem Laden vor sprach, um etwas zu holen, erzählte er ihr nur von seiner Ferienreise, von den langen Spaziergängen, die er gemacht, und von den religiösen und politischen Zusammenkünften, denen er beigewohnt hatte.

Esther hörte ihm zu wie im Traume, und unwillkürlich bedauerte sie, daß er nicht doch ein wenig anders wäre. Leichtfertige Gedanken stürmten plötzlich auf sie ein.

Er würde ihr besser gefallen haben, wenn er farbige Krawatten und ein kurzes Jackett trüge; sie hätte ihn mindestens halbwegs anders gewünscht, als er war. Sein sandfarbenes Haar, sein langer, loser Gehrock und seine schwarze Krawatte — alles das war ihr auf einmal unangenehm. Aber er hatte eine fröhliche, helle Stimme, und wenn er mit ihr sprach, kam ihm ihr Herz stets gern entgegen, und sie hatte dann das bestimmte Gefühl, daß sie ihm ihr Leben furchtlos anvertrauen könne. Nur schien er sie nicht völlig zu verstehen, und gegen ihren Willen, gegen ihre bessere Einsicht bohrte der Gedanke sich immer tiefer in ihr Hirn hinein, daß sie nicht recht daran thäte, Jacke von seinem wirklichen Vater zu trennen. Sie mußte Fred die ganze Wahrheit sagen. Wohl wußte sie, daß er sie nicht verstehen würde. Aber geschehen mußte es doch, und so ließ sie ihm denn sagen, daß sie ihn abends gern sprechen wolle, wenn er aus dem Geschäft käme, so etwa um acht Uhr.

Die Uhr hatte noch kaum acht geschlagen, als jemand leise ans Fenster klopfte. Sie öffnete die Thür, und er kam herein und sah sie ein wenig erstaunt an, weil sie ihn so schweigend empfing.

„Ich hoffe, es ist nichts passiert,“ sagte er, „wie?“
 „O ja, doch, es ist sogar viel passiert. Ich fürchte, wir werden einander nie heiraten, Fred; das war's, was ich Dir sagen wollte.“

„Was soll das heißen, Esther? Was soll denn unserer Heirat im Wege stehen?“

Sie gab keine Antwort, und er fuhr fort:

„Hast Du mich denn nicht mehr gern?“

„Ach ja, ja; nein, daran liegt es nicht.“

„Ist Jackies Vater vielleicht zurückgekommen?“

„Sowohl, das ist's, was passiert ist.“

„Es thut mir leid, daß dieser Mann Dir wieder begegnet ist. Ich denke, Du sagtest mir, daß er verheiratet sei? Aber,

Esther, bitte, quäle mich doch nicht unnütz, was hat er Dir gethan?"

„Setz Dich; steh' nicht so da und starre mich an; ich will Dir die ganze Geschichte erzählen.“

Und nun erzählte Esther ihm die ganze Geschichte und betonte ganz besonders die Thatsache, wie sie ihr möglichstes gethan hätte, um William von dem Kinde fern zu halten; und aus dem Klang ihrer Stimme, während sie so sprach, ersah er, wieviel sie darüber gelitten hatte und noch litt.

Er schüttelte den Kopf.

„Ich weiß gar nicht, wie Du ihm das hättest verbieten können.“

Er sagte noch mehrere Dinge, welche Esther nicht verstand, aber sie erriet doch ungefähr, was er meinte und sagte:

„Das hat auch mein Fräulein gesagt, sie hat mich dazu überredet, ihn das Kind sehen zu lassen. Ich aber wußte im voraus, daß, wenn er erst einmal das Kind sieht, ich ihn nie wieder los werden würde; und nun ist's so gekommen, und ich werde ihn nie wieder los werden.“

„Aber er hat doch kein Anrecht auf Dich. Das sieht ihm ganz ähnlich, so 'nem niedrigen, schlechten Kerl, der erst ein Mädchen sitzen läßt, ihr nachher nachzulaufen, um sie wieder zu gewinnen. Aber Du brauchst durchaus keine Furcht zu haben; überlasse ihn mir, ich werde schon mit ihm fertig werden.“

Unwillkürlich streifte Esthers Blick seine kleine, dürftige Gestalt.

„Nein, Du kannst nichts thun,“ sagte sie, und Thränen zitterten in ihren Augen, „hierbei kann mir niemand helfen. Er will, daß ich mit ihm von hier fort gehen und zusammen leben soll, damit seine Frau im Stande ist, die Scheidung zu beantragen.“

„Was? Er will, daß Du mit ihm zusammen leben sollst? Aber, Esther! Sicherlich — Du — Du denkst doch nicht daran?“

„Ja; ich soll zu ihm kommen und mit ihm leben als seine Frau; damit seine Frau sich von ihm scheiden lassen kann. Wie kann ich ihm das eigentlich abschlagen?“

„Esther, sprichst Du im Ernst? Nein, es ist nicht möglich. Du hast mir gesagt, daß Du ihn nicht mehr liebst und überhaupt —“

Er brach ab und wartete, was sie sagen würde.

„Ja,“ sagte sie rasch, „ich sehe aber doch keinen andern Ausweg.“

„Esther, dieser Mann hat Dich von neuem in Versuchung geführt, und Du hast nicht gebetet?!"

Sie erwiderte nichts darauf.

„Ich will nichts mehr davon hören,“ sagte er und ergriff seinen Hut. „Ich würde es nie geglaubt haben, wenn Du es mir nicht selbst gesagt hättest; nein, und wenn die ganze Welt es mir bestätigt hätte, ich würde es nicht geglaubt haben. Du liebst diesen Mann, obwohl Du's vielleicht selber nicht weißt, und Du hast Dir diese Geschichte selbst erdacht, um einen Vorwand zu haben, mich los zu werden. Adieu, Esther.“

„Aber, Fred, lieber Fred! So höre doch, höre, was ich sagen will; so mußt Du nicht von mir weggehen. Du bist ja der einzige Freund, den ich habe, laß mich doch wenigstens Dir alles erklären.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Biceps-Internationale.

Seit Wochen ist die als kühl verschriene öffentliche Meinung Berlins fieberhaft erregt. Wem gilt solch heftiges Aufgebot? Ist's Ostasien, Südwestafrika, die kapitalistischen Begebenheitskatastrophen im Ruhrrevier, sind's die Gravel des Strafvollzuges, die wasserwirtschaftlichen Vorlagen, die Soldatenmißhandlungen, das preussische Wahlrecht oder die Kündigung der Handelsverträge? Was geht dergleichen Zeug die öffentliche Meinung von Berlin an! Ein andres Feld menschheitlicher Probleme ist es, auf das sich die heißen Gemüter stürzen. Kein Begriff ist dieser öffentlichen Meinung so schwierig; sie tummelt sich in einer neuen geheimnisvollen Welt, in der man statt der Berliner Muttersprache, so womöglich und traut, Solabeln von einer dämonisch mythologischen Urkraft verwendet: Math, Halb- und Doppelmelons, Gemütsmassage, Armsfallgriffe, Pirouetten, Bräden, Krattwatten, Moulade, Schulterdrehgriff. Das ist der rätselhafte Dialekt, in dem die öffentliche Meinung Berlins mit den höchsten Problemen der gegenwärtigen Kultur — ringt.

Ringt! Alle Herzen schlagen stürmisch, alle Gehirne arbeiten leidenschaftlich, alle Augen starren glänzend, alle Lippen zuden

krampfhaft und aus Tausenden von Kehlen strömt unaufhaltsam ein rasender Sturzbaß verhaltener Schreie, angstvoller Seufzer, jubelnder Jauchzer, empörter Flüche, listernen Gelächers und wilden Gelächters. Denn dazu ist den Menschen die Vernunft verliehen, daß sie endlich das Problem lösen: Wer wen am öftesten auf den Rücken legt, so daß beide Schultern den Teppich berühren?

Ist das etwa keine Frage, welche die Menschheit im Innersten berührt? Entfesselt es nicht die edelsten nationalen Triebe, wenn man mit stödem Atem verfolgt, ob der Deutsche oder der Spanier oder der Franzose oder der Holländer auf den Rücken zu liegen kommt? Und zugleich giebt es hier, zum Unterschied von den Ringlämpfen der Gehirne, keine Zweifel und Strupel. Jeder sieht sofort, wer im Recht ist, wo die höhere nationale Kraft, wo die minderwertige Masse sich äußert; wer auf dem Rücken liegt, hat Unrecht — wo gäbe es sonst in dem Streit der Welt einen so untrüglichen Maßstab!

Sechshundertneununddreißig Muskeln hat, wie man mir von vertrauenswürdiger Seite mittelst, der Mensch. Die Krone aber dieser Vielheit, der Generalissimus dieser Armee der Lebendigen Kräfte ist der zweiföpfige Armmuskel, der Diceps, ein Vorderarmbeuger. Wenn dieser Diceps gewaltig anschwillt und sich verhärtet und wie eine steinerne Riesenerleberwurst auf den Knochen liegt, dann ist das das goldene Zeitalter für die Sterblichen hereingebrochen. Dieser Kultus des Diceps ist die neue Religion, die alle metaphysischen und dogmatischen Streitigkeiten durch Herbeiführung der Rückenlage endgültig in den Sand streckt, löst und erledigt. Es ist eine Weltreligion, die alle Völker zusammenführt und im gewaltigen Wetteifer zu den erhabenen Höhen führt. Die Jungmuskeln trennen, der Diceps vereint. Die Kirche kehrt zu ihrem Ursprung zurück: Zum Cirtus. Der Sinn des Daseins ist ein zweiföpfiger Armmuskel, die Krawatte, die Pirouette, der Nelson, die Gemütsmassage. Hier ist Kunst, hier ist Schönheit, hier ist Intelligenz, hier ist Seelenadel, hier ist Schönheit, hier ist Begeisterung. Kommt, laßt uns niedersinken im Tempel des Diceps.

Abendlich um die neunte Stunde ist der Riesencirtus bis in den letzten Winkel gefüllt: Vorn die elegante bessere Menschheit, teuer gekleidete und gleißend geschmückte Damen mit erdumspannenden Hüften, Offiziere, elektrisch bestrahlt. Weiter nach hinten im verbäuernden Licht ein Gebirbel und Gewimmel der minder zahlungsfähigen Diceps-Gläubigen. In einer der Logen sitzt unbeweglich ein rüstiger Meerkreuz, er schaut in tiefem Sinnen auf die Arena, sich vollsaugend von künstlerischer Anregung: es ist Herr Vegas, „Ehrenprotector“ des Spektakels. Was sich da unten abspielt, ist ja Modell für jene Berliner Kunstrenaissance des marmornen Diceps-Patriotismus und der dynastisch-sculpturellen Ringlämpfe auf Straßen und Plätzen.

Ein Schaner der Ehrfurcht geht durch die Reihen der Tausende. Acht Personen, höchst männlichen Geschlechts, erscheinen in der Arena. Schwarze Trilots, weiche Schuhe, Arme, Schultern, Achselhöhlen, Brust, Nacken frei gegeben der Bewunderung der Andächtigen. Ein rundköpfiger Herr stellt die Männer vor, die sich ein wenig linksch verbeugen. Erster Beifallssturm. Die in dem Glanz des Vogenlichts strahlenden, auch den Nächsten hinreichenden Mastulaturen heißen entweder gemüthvoll heimlich Heinrich Eberle und Jakob Koch oder erotisch romantisch Omer de Vouillon, Aimable de la Calmette, Dirk van den Berg oder gar Peyrouse, genannt der Löwe von Valencia. Man sieht: in demokratischen Ländern adeln die Diceps-Verdienste ohne weiteres.

Es folgt ein kleiner Anschauungsunterricht, in dem die Gemeinde befehrt wird, welche Griffe unstatthaft seien. Man darf sich, wenn ich richtig gehört habe, nicht die Finger umbrechen, sich nicht erwürgen und auch nicht das Genick umdrehen. Alle übrigen Todesarten scheinen erlaubt zu sein.

Darauf treten sechs Männer ab, zwei bleiben auf dem Teppich; der Spanier, der Löwe von Valencia — ein ungeschlachteter Gesell, der dem Schreiber dieser Zeilen anscheinend an körperlicher Kraft und insbesondere an Kopfleistungen überlegen ist, und ein gut genährter Holländer, blank und wohlgestalt, dessen weißen Arme freundlich leuchten. Erst scheinen die beiden nur mit den ein wenig derb gerateneren Händen an einander klatschen zu wollen. Auf einmal aber haben sie sich beim Widel und balgen sich nun eine halbe Stunde — mit einer kleinen Verschnaufspause — herum. Um die Gruppe trippelt sorgenvoll und aufmerksam ein gut frisiertes Herr herum und guckt, ob auch alles mit rechten Dingen zugeht und keine falschen Griffe angewandt werden. Die Musik stimmt eine melancholische Indianerweise an, deren einziger Takt im wilden Westen einen unendlichen Reiz ausüben muß; denn er wird unablässig wiederholt. Zumeist liegen die beiden am Boden. Der eine unten auf dem Bauch, die Arme gegen den Boden gestemmt, der andre darüber, redlich bemüht, den häußlings Liegenden auf den Rücken zu drehen, wie einen Krater, der gewendet werden muß, damit er auch auf der andren Seite braun wird. So wälzen sie sich, saugend, leuchtend, schwügend. Aber es giebt auch Abwechslungen. Sie springen wie die Tollen umher, drehen sich auf dem Kopf um, laufen mit den Schädeln aneinander, stemmen sich minutenlang Stirn an Stirn, als wollten sie sich einanderschweigen, werfen sich empor, schleudern sich zu Boden, schlagen mit den flachen Händen auf den Hals und Nacken der Gegner, und wieder liegen sie auf dem Teppich, in ihrem Schweife brodelnd. Unter dem kurz geschorenen Haar des Spaniers färdt sich

die Kopfhaut blutigrot. Für den Schauladen eines Friseurs ist dieser wilde, verzerrte Kopf mit der großen ungefügen Nase und der trotz der Erhitzung fahlgrauen Gesichtsfarbe nicht geeignet. Aber sein Viceps ist anbetungswürdig. Plötzlich durchstößt ein Orkan den Raum — ein Laifun der für alles Hohe und Edle begeisterten Volksseele. Man pfeift, jöhlt, zischt, heult, trampelt. Wuirufe überstürzen sich. Wie das wilde Heer durchsaufen die Töne und Geräusche den Cirkus. Nun endlich begreife ich den tiefen Sinn eines mir bis dahin unverständlich gebliebenen Bemerktes auf dem Programmzettel: „Das hochgeehrte Publikum wird gebeten, sich weder durch Zurufe, noch durch laute Bemerkungen an den Ringkämpfen zu beteiligen, da dies durch das kgl. Polizeipräsidium strengstens verboten ist.“ Die Polizei in ihrer unendlichen Weisheit hat ein feines Verständnis dafür, welcher seelischen Erschütterungen ein hochgeehrtes Publikum beim Erleben des Erhabenen fähig sein kann. Die Polizei ist dazu da, um den Bestand der äußeren Ordnung auch in den Ekstasen des Seelenaufstandes zu wahren und die Menschen gegen sich selbst und das Zuviel der Verzückung zu verteidigen.

Was aber entseffelte jenen Ausbruch der vom königlichen Polizeipräsidium streng untersagten Zurufe und lauten Bemerkungen? O diese Gemeinde der Viceps-Religiösen besteht aus Kennern! Sie sehen Verrat, wo wir Laien nichts gewahren als einen „Griff“ mehr in dem Gewühl unverständlicher Zudungen. Der Löwe von Valencia hatte das öffentliche Gewissen empört, weil er den Holländer zu unmanierlich angepackt. Die Kämpfer ließen einen Augenblick von einander los. Der Löwe stetsche grimmig. Er fühlte sich als Volksfeind, die Menge war ihm nicht wohl gesinnt, und gerade er übte doch sein Geschäft mit einem imponierenden Einsetzen des ganzen feurigen Viceps-Temperaments, das offenbar nur auf Weisung des königlichen Polizeipräsidiums darauf verzichtete, den Gegner tot zu schlagen. Für den verfolgten Spanier aber erstand ein Retter. Der Obmann der Schiedsrichter erhob sich und rief beschwichtigend in den Sturm: „Ich bitte das Publikum weniger parteiisch zu sein. Der Griff, den Peyrouse gemacht hat, ist e r L a u b t!“ Die Ruhe kehrte wieder und bald wälzten sich die Tapferen wieder auf dem Teppich.

Seit dieser Episode interessierte ich mich für den Spanier. Der Mann litt offenbar unter der Abneigung des hochverehrten Publikums: Die Viceps-Tragik eines Löwen, dessen Kopf nicht die Blätter einer Friseurpuppe hat und dessen Herz sich aufbäumt gegen die Schranken der Konvention.

In meiner Nähe sitzt ein kleines, junges Fräulein, schwarz an Haaren, Brauen und Augen. Die Golbe gehört zu den Wenigen, die mit dem Spanier sympathisieren. Schon äußerlich hat sie sich spanisch ausgeputzt, auf dem flachen Hut ein wallender grüner Schleier. Sie hält die Mißhandlung ihres Lieblinges nicht aus. Sie springt in die Höhe, schreit unablässig, jede Muskelbewegung der Ringkämpfer löst einen neuen Gefühlskrampf in ihr aus, aus ihren Augen unternehmen die funkelnden Blicke wahre Schleifenfahrten, sie haßt den Holländer, haßt die Häufchen und vor lauter Erregung läuft ihr zartes, süßes, weiches Kinn allmählich gelb-grün an. Bald fürchte ich, sie würde eine Bombe oder eine Flasche Vitriol auf den Holländer schleudern, bald steht es aus, als ob sie in brünstigem Gebet niedersinken wollte, um den Sieg des Löwen von Valencia zu erleben.

Ich weiß nicht, ob das Fräulein auf den Löwen gewettet hat oder ob sich so nur der Enthusiasmus für die wahre, große Kunst äußerte. Aber das weiß ich: Wenn ich wieder auf die Welt komme, so schaffe ich mir einen Viceps an — einen Viceps — — dann werde ich die Achtung der Welt erringen, immer Recht behalten, und kleine, schwarze, feurige Fräulein werden für mich zittern und beten. . . .

J o o.

Kleines feuilleton.

rz. Die Pfauenfeder. „Welch' ein süßes Kind!“ rief Frau Knobel entzückt aus und beugte sich über den Kinderwagen. „Es ist natürlich ein Junge.“

„Rein.“ Die Mutter lächelte. „Diesmal ein Mädel.“
„Ja, ja, natürlich. Mädel wollte ich sagen. Man sieht's sofort. Rein, diese Augen mit den langen Wimpern! Diese niedliche Stupsnase! Herrjeß, Du wirst aber mal ein schönes Fräulein werden. Ja, Iade mir! Ja, Frau Knobel, sag's Dir! Und was die alte Knobelin sagt, das trifft! Sahaha! Ist's nicht so, junge Frau?“
Die Lächte. „Ja, Sie sind ja betannt dafür, Frau Knobel. Und es ist recht nett, daß Sie mich auch mal besuchen.“

„Na nul Als alte Hurnachbarn! Wär' ja noch schöner. Ich trollt' ja schon lange kommen, aber's ging nicht. Na, und dann, sagte ich mir, die junge Frau Leiser ist selbst so vernünftig, daß sie ihr Herzblättchen schon vor allem Unheil bewahren wird. Ist's nicht so? Es giebt mancherlei zu beachten, Frau Leiser, mancherlei bei so jungen Kindern.“

„Gewiß. Aber es ist ja nicht mein erstes, Frau Knobel. Da kennt man die Behandlung schon einigermahen.“

„Behandlung! hm. So mein' ich's nicht. Ich meine —“ Frau Knobel's Blicke schweiften im Zimmer umher und blieben wie gebannt am Spiegel haften — „da haben wir's! Eine Pfauenfeder?“

„Was ist Ihnen, Frau Knobel?“
Frau Knobel schlang die Hände ineinander, machte enisetzte Augen und flüsterte: „Aber Frau Leiser! Wissen Sie nicht, daß Pfauenfedern Unglück bringen?“
„Schnad!“ lachte die junge Frau. „Neben Sie doch nicht solchen Unsinn.“

„Ich hab's mir schon gedacht: e t w a s wird immer vorsehen!“
Und, mit gehobener Stimme, wie aus einem Buche citierend: „Wo eine Pfauenfeder im Haus — zieht die Freude zur Thür hinaus — und sie kommt erst wieder herein — wenn die Feder wird draußens sein!“

Die junge Frau lachte: „'n schönes Gedicht.“
„Ein wahres Gedicht, Frau Leiser! Ich hab's schon tausend Mal erlebt — hören Sie zu: In der Menschen buntem Leben — stille, dunkle Mächte weben — Leid und Lust — unbewußt. — Und sie kommen oder weichen — nach geheimnisvollen Zeichen!“
Dabei hob Frau Knobel beschwörend die Hand.

„Wo haben Sie nur all' das Zeug her?“ fragte belustigt Frau Leiser.

„Kind!“ Frau Knobel nahm sie bei der Hand. „Ich besitze ein altes Buch, in Schweinsleder gebunden. Das ist 'n Erbteil von einer Urahnin her. In dem Buch steht alles verzeichnet, was Glück und was Unglück bringt.“

„Dann haben Sie gewiß niemals Unglück gehabt?“
„Nann ich wohl sagen. Oder ich hat's irgendwie vorsehen.“
„Zum Beispiel damals, als Ihre Naze den Kanarienvogel fraß.“
„Seh'n Sie!“ Frau Knobel's Augen leuchteten. „Da war ich selber schuld! Ich hatte vergessen, die Uhr aufzuziehen. Sie blieb stehen — und eine Stunde darauf war mein Hansel hin!“
„Ist ja Unsinn.“ Frau Leiser zweifelte nicht mehr ganz so stark. „Was soll denn eine Uhr oder eine Pfauenfeder dafür können, wenn ein Unglück passiert?“

„Stille, dunkle Mächte weben!“ erwiderte Frau Knobel pathetisch. „Niemand kann's ergründen — niemand den Grund der Gründe finden. — Ich rate Ihnen gut, Frau Leiser: fort mit der Pfauenfeder! — Wenn's Ihnen um das zu thun ist,“ fügte sie mit einem vielsagenden Blick auf den Kinderwagen hinzu.

„Mein Mann soll mich wohl auslachen?“ sagte Frau Leiser. „Außerdem bin ich eine aufgeklärte Frau und glaube an solchen Spuk nicht!“

„Nicht? Nicht?“ Frau Knobel nickte. „Adieu, Frau Leiser!“
„Wollen Sie nicht erst eine Tasse Kaffe . . .?“
„Danke.“ Frau Knobel wickelte sich in ihren Umhang. Mit prophetischem Blick: „Ich komme bald 'mal wieder mit 'ran. Derweil denken Sie an die alte Knobelin!“

Sie ging und ließ die junge Frau in großer Unruhe zurück. „Alte Hexel!“ flüsterte sie und beugte sich über den Kinderwagen. „Wir werden uns bange machen lassen, nicht, Mäuschen?“ Sie richtete sich auf, ging im Zimmer umher; immer wieder wurde der Blick von der Pfauenfeder angezogen. Noch ein Augenblick des Schwankens, dann griff die Hand nach dem Spiegel, ein Rud — und die Pfauenfeder flog zerbrochen zum Fenster hinaus. —

„Sieh' mal, was ich gefunden habe,“ sagte der Mann, als er kurz darauf in die Wohnung trat. „Das ist doch unsre Pfauenfeder?“

„Ja.“ Frau Leiser errödete. „Ach Du, die alte Knobelin war hier.“ Und sie erzählte.

„Daran glaubst Du?“ Leiser lachte aus vollem Halse. „Aber, Kurt, das wirst Du doch nicht annehmen? Sieh' nur her, ich stehe sie wieder an den alten Platz.“

„Nein; jetzt ist sie zu ramponiert. Und außerdem — weißt Du — mit dem Bedenken, das ist natürlich Aberglaube — man braucht ja auch solches Zeug nicht im Hause haben, nicht wahr? Es ärgert einen. Da, steh sie in's Feuer. Aber nicht etwa,“ rief er der Davoneilenden nach, „der alten Knobelin wegen! Gott bewahre! Wer wird solchen Kratz glauben!“ —

Einige Wochen später sprach Frau Knobel wieder vor, das Schweinsleder unter dem Arm.

„Sie kommen mir gerade zurecht,“ rief es ihr entgegen. „Sie mit Ihrem dummen Schnad! Die Pfauenfeder hab' ich verbrannt — und was war? Das Kind hat die Nasen d o c h gekriegt!“ —

ss. Der Frühlingssonnenschein. Wenn die Winterkälte vorüber ist und der April seine Launen ausgetobt hat, bekommt wohl jeder Mensch ein Gefühl dafür, was heller Sonnenschein und blauer Himmel für das Behagen und die Entwicklung der Menschennatur bedeutet. Er braucht nicht einmal auf das knospende Grün zu sehen oder in den Schlupfwinkeln des Bodens nach dem sich regenden Leben der kleinen Tierwelt zu spähen, sondern er empfindet die Wandlung an sich selbst. Die durch den Winter gebleichten Gesichter nehmen allmählich eine gesündere Farbe an, das Rot geht wohl nach und nach unter der Wirkung der Sonnenstrahlen in ein kräftiges Braun über. Sogar die Ernährung wird eine bessere und mehr gesundheitsgemäße durch das Erscheinen der jungen Gemüse auf dem Markt. Nach alledem ist es nicht zu verwundern, daß der Mensch, je älter und je vernünftiger er wird, desto größere Freude am Frühling empfindet. Die halberwachsene Jugend findet im Winter noch Genüsse, die nach ihrem Geschwad denen des Sommers fast gleich stehen, und fehlt sich weniger an die Unbilden der Kälte und des Lichtmangels. Der erwachsene Mensch hat eine tiefere, in sein ganzes Empfinden übergegangene Einsicht in die Bedeutung des Sonneneinflusses auf alles Leben der Erde. Der Naturwissenschaftler drückt diese Erkenntnis

mit gelehrten Worten dahin aus, daß die Sonnenstrahlen tiefgehende Veränderungen im Leben der Pflanzen hervorzurufen und gleichfalls eine bedeutsame Wirkung auf die physiologischen Vorgänge des tierischen und menschlichen Körpers ausüben. In den vollen Strömen des chemisch wirksamen Lichts, an dem die Strahlen der Frühlingssonne besonders reich sind, spielen sich unzählige Prozesse chemischer Bereinerung und Kreinung im weiten Reiche der Natur ab. Im besonderen ist die Größe des Nutzens kaum abzuschätzen, den ein heller, sonniger Frühling in der Bekämpfung von Krankheiten, namentlich ansteckender Natur, ohne irgend ein Zutun des Menschen mit sich bringt. Das Sonnenlicht ist der strengste Gegner aller Krankheitsstoffe, die in den dunklen Wintertagen ihr menschenfeindliches Dasein gefristet haben. Es reinigt die Ströme, es erfrischt die Luft, es belebt die geheimen Kräfte, die im mächtigen Kreislauf des pflanzlichen und tierischen Lebens thätig sind. Licht ist Leben, das fühlten wir, wenn wir auch, genau genommen, von der Art der Wirkung des Lichtes auf den Körper wenig wissen. Entdeckungen der letzten Zeit lehren uns, daß der Fortschritt der Natur auf einer allmählichen Veränderung und Zersetzung beruht, die nicht nur im Tier- und Pflanzenreich, sondern auch im Mineralreich vor sich geht. Die Freude und der Anreiz zur Lebenslust, die wir im Frühlingssonnenschein empfinden, werden gewonnen auf Kosten von Kräften, die eine allmähliche Zersetzung der Sonne bedeuten. Wenn diese Zersetzung einmal vollständig geworden sein wird, dann wird das Leben, wie wir es heute verstehen, aufgehört haben. Wäre die Sonne eine ungeheure Masse von Nadium, die Licht und Wärme ausstrahlt, so würden dabei Elemente entstehen, die keine Strahlungsfähigkeit mehr besitzen. Aber wenn der Naturforscher heute staunend vor der strahlenden Kraft eines tausendstel Gramm Nadium steht, so können wir uns mit Genugthuung und Beruhigung dem Bewußtsein der Thatfache hingeben, daß die Sonne eine ganz ungeheure Anhäufung von Energie darstellt, um deren Erschöpfung sich die Menschheit noch nicht zu sorgen braucht. —

Theater.

Neues Theater. „Kabale und Liebe“ von Schiller. — Noch mehr als durch „Die Räuber“ und den „Fiesco“ hat sich der junge Schiller durch sein bürgerliches Trauerspiel die Auszeichnung, die ihm der revolutionäre Pariser Konvent durch Erteilung des französischen Bürgerrechts zu teil werden ließ, verdient. Die Hülle des romantischen Willens und des historischen Kostüms ist hier gefallen; gegen die unmittelbare jämmerliche deutsche Wirklichkeit, das verruchte Despotenregiment der Landesväter und ihrer Höfe erklingt dumpf grollend und dann zum schrillen Ton der höchsten Leidenschaft anschwellend der Ruf der Empörung. Das allgemeine Motto der Räuber: „wider die Tyrannen“ hat hier seine konkreteste Bestimmtheit erhalten. Mit soviel Pathos jugendlich revolutionären Ingrimm sind die Mächtigen des Tages seither nie wieder von der deutschen Bühne herab angegriffen worden. Wenn die Censur damals das Stück nicht völlig vom Theater ausschloß, so mag sich das daraus erklären, daß sie unter dem Eindruck des sentimentalen Weiwerts, das dem Zeitgeschmack entsprach, den Grundaccord des Dramas nicht so scharf und deutlich heraushörten.

Es war überraschend, wie stark, trotz der historischen Entfernung im Gegenstand, wie im Stil dramatischer Formung, das Werk in der Aufführung des Neuen Theaters auf das Publikum wirkte. Der impulsiv hervorbrechende Beifall, man merkte es der ganzen Stimmung an, galt ganz gewiß nicht nur den einzelnen ausgezeichneten, schauspielerischen Darbietungen, sondern war zugleich Reflex einer von der Dichtung selbst, der Schlagkraft ihrer Kontraste dem Feuer ihrer Metrik ausstrahlenden inneren Erregung. Ja sogar die Lady Milford-Szenen, in denen sich der Wille zur Tendenz am weitesten, unheimlich weit von der Natürlichkeit entfernt, fanden begeisterten Applaus.

Die bedeutendste Leistung des Abends war Reichers Präsident, vor allem groß in den Momenten, in denen er, die Maske des glatten Weltmannes abstreifend, die konzentrierte wilde Energie dieser Verbrennung zur offenbaren hat. Sehr fein, in einem diskret gedämpften Tone, der der Glaubhaftigkeit der Figur vortrefflich zu Gute kam, gab Wallentin den Schleicher Wurm. Engels war ein Hofmarschall Kalb von wundervoll drolliger Fädhheit. Mit den lautesten Erfolg des Abends hatte Tilla Durieux als Lady Milford, obwohl sich ihr Organ dem Ausdruck stürmischer Leidenschaft, wie mir schien, bei weitem nicht gewachsen zeigte. Den Ferdinand spielte Herr Winterstein. Das bürgerliche Mädelche Ehepaar fand durch Reinhardt und Helene Wangel, eine vorzüglich naturalistische Darstellung und Lucie Hölich bewies wieder in der Rolle Luizens, vornehmlich in dem letzten Akte, die siegreiche Macht ihrer warmen, schlichten Innerlichkeit. — dt.

Kunst.

e. s. Landschaften und Tierstudien überwiegen diesmal im Kunstsalon Wertheim. Unter den Tiermalern fällt Hans Krause auf. Er studiert die Bewegungen und Stellungen des Pferdes. Mit Liebe geht er daran, allerlei Bezeichnendes festzuhalten, das dieses Tier charakterisiert. Vielstetiger ist Hans Schmidt-Charlottenburg. Er studiert Pferde, Schweine, Kühe, Hühner. Es liegt in dieser Art ein lebendiges Sehen. Und die Mannigfaltigkeit, mit der dieser Maler die Motive variiert und sich immer wieder neu

anregen läßt, befriedigt. Besonders gut ist der „Kuhstall“ und die „Ackerpferde“. Auf letzterem Wilde ist die Luft gut gelungen, in der diese milden Gänge auf dem Ader stehen. In mehreren Rahmen giebt Schmidt eine ganze Reihe Bewegungsstudien von Hühnern und gewinnt diesem Stoff immer neue, interessierende Seiten ab. Er sieht mit naivem Auge und das wirkt auch auf den Beschauer zurück.

Unter den Landschaftern macht sich Reinhold Grohmann bemerkbar. „Das Haus am Abhang“ wirkt in seiner graugrünen Farbe unter den grünen Büschen recht heimlich. Gut ist auch das einfache „Interieur“ eines ärmlichen Bauernhauses mit den einfachen, rohen Ziegelsteinen auf dem Boden und den herumstehenden Kindern. Auch die „Gardenbergstraße“ hebt sich räumlich heraus. Das Gartenland macht den Raum frei vor den großen Häusern. So kommt ein weiter Horizont hinein. Sein Bestes giebt Grohmann in einem kleinen, lebendig hingesehten Stück Gartenland, „Im Sonnenlicht“, auf dem das Grün der Blattpflanzen lebhaft brilliert.

Weides, Landschaften und Tierstudien, giebt Friß v. Heider. Seine Tierstudien, Pferde und Affen, sind besser als die Landschaften. Sie sind persönlicher gesehen. Hans v. Heider versucht sich an großzügigen Stoffen, Felslandschaften. Doch kommt er nicht sehr weit über die Staffage hinaus. Diese Stücke wirken noch nicht kräftig-natürlich, so groß sie auch sein wollen.

Alfred Pföhner-Berlin stilisiert seine Landschaften. Beim ihm sind es keine bloßen Studien mehr. Er will dekorativer wirken. Danach sucht er sich auch besonders charakteristische Momente aus. Ein „Pfarrhaus“ mit rotem Dach, vergraben unter dichten, grünen Bäumen. Eine „Dirke“, dahinter am Ende der Wiesenfläche ein Dorf. Er hebt die Gegensätze mehr heraus, und die Bedeutung eines landschaftlichen Sujets.

Hans Licht-Charlottenburg ist wohl am weitesten vorgeschritten unter den diesmaligen Ausstellern. Seinen Landschaften ist ein schöner, weiter Horizont eigen, in dessen tiefem Raum die Menschen ganz klein werden. Er stellt in breitem Schwung eine saftige Wiese gegen einen dunklen Wald, und wenn auch diese Motive nicht neu sind, er gewinnt ihnen doch einen Reiz wieder ab. Auch der „Gutssee“ ist mit eigenem Auge gesehen, dieser kleine See irgendwo, unter Schilf und Büschen, und hinten leuchten die Dächer des Dorfes. Auch seine anderen Bilder, auf denen er die große Wasserfläche eines Sees giebt, fallen auf durch dieses Streben nach ungezwungener, freier Räumlichkeit. Er folgt auch der Stimmung der Landschaft bei klarer Nacht oder im Uebergang von Abend zur Nacht, und man spürt die eigne Empfindung, mit der er das sah. Sein Feinstes giebt er in dem Bild, das ebenso charakteristisch gesehen wie wiedergegeben ist, „Die Straßenlaterne“. Jemand ein Winkel einer abgelegenen Gasse. An der Ecke des Hauses hängt eine brennende Laterne, die ihren Schein über diese Totenstille, in der nichts sich regt, wirft. Der Künstler hat es verstanden, diese seltsame Ruhe der Nacht in sein Bild hinüberzuretten. Es ist ein Stück von tüchtiger und guter Eigenart.

Luftig und sehr lebendig in Farbe und Ton ist auch das „Zaunwetter“ von P. Böhm. Das Fließen in der Atmosphäre spürt man. Die Farben leuchten saftig. —

Humoristisches.

— Ländlich. „Gestern hab' ich dem Wasil, weil er Di' immer verfolgt und net in Ruh' laßt, im Wirtshaus ein paar Ohrfeigen 'geb'n, und nacha hab' i'n noch 'naußg'schmissen, daß er sich fast die Rippen 'brochen hätt'!“

— Ein guter Kunde. „Nun, Meister, se unwirsch!.. Was ist Ihnen denn?“

„Ach, denken Sie, schide ich dem Herrn drüben, der mich schon so lange auf Bezahlung warten läßt, eine dringende Mahnung: ich müßte mein Geld unbedingt haben, die Zeiten wären schlecht und ich momentan ohne Arbeit... Was schickt er mir da?... Drei paar zerrissene Stiefel!“ —

— Malitiös. „... O, ich versichere Sie, das Malen ist sehr anstrengend! Wenn man ein paar Stunden gearbeitet hat, ist man ganz kaputt!“

„Und die Leinwand auch!“ —

(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Die „Legernseer“ werden vom 7. Mai bis Ende Juni im Herrnsfeld-Theater spielen. —

— In Rothenburg o. Tauber kommt am Pfingstmontag auch diesmal das Festspiel „Meistertrunk“ mit Festzug und Feldlager zur Aufführung. —

— Die Secessions-Ausstellung wird erst am 3. Mai (für das Publikum am 4. Mai) eröffnet werden. Ausgestellt sind diesmal rund 300 Kunstwerke, darunter etwa 250 Bilder. —

— Das Dresdener Museum hat Courbets Gemälde „Steinklopfer“ für 45 000 Fr. erworben. —

— Alles in Butter. Im „Weißwasser Anzeiger“ liest man folgendes Inserat:

Die glückliche Geburt eines munteren strammen Jungen zeigt hochersreut an
Schlesische Butterhandlung
Noad u. Frau.